

Margret [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 41

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Herbstnacht. Von Walter Dietiker.

Mein Herz wiegt sich in Stille
Und lächelt leis' dazu.
So geht in goldner Fülle
Der Mond durch Nacht und Ruh.

Das Weltall ist nun Schale
Und Wiege meines Seins,
Und wie der Glanz im Tale
Bin ich mit allem eins.

Und so wie überm Grunde
Der Mond gerundet schweift,
So ist mein Herz zur Stunde
Zur vollen Frucht gereift.

Es glaubt an Güte, Milde,
An Feld und Baum und Strauch
Im herbstlichen Gefilde —
Und an sich selber auch.

Margret. Novelle von Emil Hügli. Aus dem Bande „Um der Liebe Willen“. (Verlag von W. Schäfer, Schkeuditz.)

— Die Sonne war untergegangen. Langsam stieg der silberne leuchtende Mond über die dämmerdunklen Hügelhänge empor, als Margret zur bestimmten Zeit am gewohnten Ort des Stellbühens ankam. Sie wunderte sich und fühlte sich beängstigt, als Anton nirgends zu sehen war und ihr nicht wie sonst entgegenkam. Langsam schritt sie am Eingang der Ulmen-Allee auf und ab, zählte die dumpfen Schläge einer Turmuhr, die von der Stadt herüberdönte, und schaute ununterbrochen nach ihm aus. Eine schwarze Gestalt tauchte in der Ferne auf ... Es war ein Betrunkener, der taumelnd die Straße einherkam, bald vom Mondlicht hell beleuchtet, bald vom dunklen Schatten der Bäume verdeckt wurde. Margret fürchtete sich, sie wäre am liebsten geflohen; doch rasch fand sie den Mut wieder und hielt stand. Der Mann, anscheinend ein Arbeiter, ging an ihr vorbei, versuchte, so gut es gehen wollte, den Hut zu lüpfen, stotterte ein: „Guten A—bend!“ und setzte noch spöttisch hinzu: „Wartest auf'n Schatz — kannst en von mir grüßen.“ Margret war empört, tat jedoch, als ob sie nichts gehört hätte; nur wurde sie jetzt wirklich ungeduldig ... Endlich nahte mit raschen Schritten eine andere Gestalt: es war Anton.

„Du — du armes Lieb; gelt, mußtst lange warten, tut mir furchtbar leid; aber 's ging nicht anders. Eben als ich auf dem Weg war, begegnete mir ein Freund, den ich lange nicht mehr gesehen; da hieß es schnell, eine Flasche zusammen trinken! Wenn ich ihm nicht klar gemacht und gesagt, daß ein Schatz auf mich wartet, er hätte mich nicht

gehen lassen; aber weißt, sowas entschuldigt unter uns natürlich immer, Gottlob! — Bist mir auch nicht böse, Gretli?“

Margret hatte kaum Zeit, den Worten zu folgen, mit solch atemloser Hast brachte Anton sie vor. Doch sagte sie mild: „Wie könnte ich dir böse sein, nun bist du ja da!“

„Ja, nun bin ich da; und so bald laß ich dich diesmal auch nicht von mir gehen, mir ist, ich hätte dir so viel zu sagen! ... Gelt, heut schlagen wir wieder einmal den Weg ein, den wir das erstemal miteinander gegangen; ich muß ihn gehen, ich hab' eine wahnsinnige Sehnsucht darnach ... Du nicht auch?“

„Ich freue mich sehr“, sagte Margret. Sie wunderte sich über den leidenschaftlich wilden Klang, der heute in seinen Worten, in seiner Stimme lag und der sie wie der süße Duft einer giftigen Blume betäubte.

Raschen Schrittes ging Anton vorwärts; da er aber bemerkte, daß Margret ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte, schob er seinen rechten Arm kurz entschlossen unter ihren linken und führte sie mit sich. Die unfeine Art berührte Margret zuerst befremdlich; doch fiel ihr ein, Anton komme eben vom Wein; so schob sie dessen aufregenden Wirkungen die Schuld an dem heute so heftigen Wesen ihres Geliebten zu.

In einer — wie Margret zuerst dünken wollte — übertriebenen Weise begann Anton sodann zu schwärmen: von der duftigen Sommernacht, vom Mond und von den Sternen, von ihren Augen und von tausend andern Dingen. Anfangs fühlte Margret sich eher unangenehm von all dem

leidenschaftlich vorgetragenen Durcheinander berührt; ihre zustimmenden Antworten, die er herausforderte, klangen kalt und nüchtern.

Doch bald wurde sie in den verworrenen Strudel mit hineingerissen und empfand nun selber überschwänglich. Und war denn diese Sommernacht nicht wirklich dazu angetan ... mit den süßen Heubüsten, dem Grillengezirp, dem weithin strahlenden Mond- und Sternenglanz, dem seidenen Rau- schen dunkler Wälder und fließender Wasser!

So schritten sie in jugendlicher Liebestrunkenheit nebeneinander her, denselben Weg entlang, den sie vor vielen Wochen zusammen kennen gelernt.

Übermals erinnerte sich Margret unwillkürlich des Mär- chens vom kleinen Meerfräulein, nur daß sie diesmal ihre Gedanken nicht für sich zu behalten, sondern ihre Erinne- rungen dem Geliebten mitzuteilen wünschte. Also fragte sie ihn, ob er jene Geschichte auch kenne. Als er gestand: „Nein, mein Schatz!“ — da fing sie gleich fröhlich an zu plaudern. Sie schilderte ihm das Schloß des Meerkönigs und erzählte von dessen sechs holden Töchterchen, unter denen die jüngste die schönste war und eine Haut hatte, so durchsichtig und fein, wie das Blatt einer Rose, und Augen, so tief und blau, wie die See. Sie erzählte ihm, wela eine Sehnsucht die Jüngste gehabt, bis sie fünfzehn Jahre alt wurde, um dann auch, gleich den Schwestern, nach der Meeresoberfläche emporsteigen und sich nach der Welt umschauen zu dürfen; wie sie an diesem Tag einem Prinzen das Leben rettete und ihn unendlich lieb gewann. Immer lieber wurden ihr von da an die Menschen, immer inniger wünschte sie unter ihnen zu wohnen, hundert Jahre ihres Lebens wollte sie hingeben für einen einzigen Tag eines Menschendaseins.

Von Sehnsucht geplagt, fragte das Prinzchen eines Tages die alte Großmutter, wie es möglich wäre, daß ein Meerfräulein auch des menschlichen Glückes teilhaftig werden könnte, und jene sagte ihr: „Nur, wenn ein Mensch dich mehr als Vater und Mutter liebte, wenn er nur für dich atmete und ein Priester seine rechte Hand in die deinige mit dem Gelöbniß ewiger Treue legte — nur dann flöbe seine Seele in deinen Körper über, sodaß auch du teil hättest an dem Glück der Menschen. Er gibt dir dann seine Seele, ohne sie selbst zu verlieren.“

Da schwamm denn das kleine Meerfräulein zur Hexe, um sich von ihr anstatt der Fischflossen zwei menschliche Beine geben zu lassen. Die Hexe warnte es noch und sagte, daß diese Verwandlung mit großen Schmerzen verbunden sei: wohl werde sie das schönste Menschenkind sein, das je gelebt, und in leichtem Gang mehr schweben als gehen, auch werde keine Tänzerin es ihr gleichmachen können; allein bei jedem Schritt würde es ihr sein, als träte sie auf scharfe Messer, und vor allem müßte sie ihre schöne Stimme opfern.

„Bedenke es auch“, sagte die Hexe ferner, „hast du einmal eine menschliche Gestalt, so kannst du nicht wieder ein Meerfräulein werden, du kannst nicht mehr durchs Meer zu den Schwestern und dem Vater zurück; und gewinnst du des Prinzen Liebe nicht in dem Maß, daß er Vater und Mutter vergißt und verläßt, dich allen vorzieht und sich mit dir trauen läßt, so wird dir keine unsterbliche Seele zuteil. Beim Morgengrauen nach dem Tag, wo er sich mit einer

andern vermählt, muß dein Herz brechen, und dein Leib wird zu Schaum auf dem Meer.“

Doch das Meerfräulein wagte alles.

Und Margret erzählte, wie nun der Prinz das stumme, Mensch gewordene Prinzchen eines Tages am Strand fand, sie zu sich in sein Schloß nahm und leidenschaftlich zu lieben begann; freilich — ohne daran zu denken, sie auch zur Kö- nigin zu erheben. Wohl fragten ihre Augen: „Liebst du mich nicht vor allen?“ und der Prinz antwortete: „Du bist mir die Liebste, denn dein Herz ist das beste“, und er überschüttete sie mit tausend Liebkosungen. Dennoch ver- mahlte er sich nicht mit ihr, sondern mit der reizenden Kö- nigstochter eines benachbarten Reiches, sodaß ihr nur die Wahl blieb, den Prinzen mit einem, ihr von den Meer- schwestern dargebrachten Messer zu töten, um sich zu retten, oder selbst zu sterben und zu Schaum zu vergehen. Den geliebten Prinzen zu töten, das brachte sie nicht übers Herz, und wie sie ihn eines Abends neben seiner Gattin im Zelt ruhen sah, schleuderte sie das Messer weit von sich, hinaus in die purpurnen Fluten, die aufsprühten an der Stelle, wo es unterlank: daß es war, als perlten Bluttröpfchen aus dem Wasser auf. Brechenden Auges schaute das Meerfräulein noch einmal nach dem Prinzen, stürzte sich vom Schiff ins Meer und fühlte, wie ihr Körper dahinschwand und sich in Schaum verwandelte.

Margret hatte sich unwillkürlich in heißen Eifer hineinge- redet, ihre Wangen glühten, ihre Augen staunten weit geöffnet ins Ungewisse. Wie ein greller Blitz die Nacht erleuchtet, wurde ihr plötzlich die tiefe Symbolik dieses Mär- chens klar; ein schneidender Schmerz der Angst durchfuhr ihre Brust bei dem Gedanken: Wenn es mir erginge wie dem armen Meerprinzchen? Sie konnte nicht mehr an sich halten; kaum gedacht, entsprang die Frage in zitternden Lauten dem Mund: „Sag, Liebster, bin ich etwa auch ein kleines Meerfräulein?“

„Wie so, warum meinst du? ... Ich liebe dich gewiß so sehr wie der Prinz seine Lebensretterin ...“

„O — nicht das; das weiß ich wohl ... aber —“ und nun kamen ihre Worte langsam, leise, wie in banger Schüchternheit: „Ob du mich niemals verlassen wirst und ... tun, was das arme Meerfräulein umsonst vom Prinzen erhoffte?“

„O du mein Schatz, mein Märchen“, rief Anton jetzt laut. „Guck, eben sind wir da angelangt, wo ich von dir den ersten Kuß bekam — hier — hier und hier, da hast du meine Antwort, du töricht Schätzlein!“ und Anton zog Margret fest an sich und küßte ihr den Mund. Letztere glaubte ihn verstanden zu haben und sagte nun traulich: „Weißt du auch, was mich am innigsten erfreuen würde, was ich mir sehnlich wünsche, schon meiner guten Mutter zuliebe?“

Er schüttelte das Haupt. „Nicht?“ lächelte Margret wehmütig; dann aber hielt sie den Ringfinger seiner Lin- ken empor und beschrieb um diesen mit ihrem Zeigefinger einen kleinen Kreis.

Anton lachte und spottete: „Ei, mein eitler Herzens- schatz! ... Doch wer weiß, was nicht alles noch werden kann ...“ und damit zog er Margret von neuem an sich

und küßte sie auf die Stirn, Augen und Mund, daß ihr fast schwindlig wurde.

Sie schämte sich jetzt beinahe, ihren Herzenswunsch mit Worten verraten zu haben, die dem Geliebten leicht als der Ausdruck des Zweifels hätten erscheinen können; auch fürchtete sie, ihm eine Ueberraschung, die er sicher schon vorbereitet hatte, verdorben und ihm sein Versprechen vorweggenommen zu haben. Denn, daß er denselben Gedanken gehegt hatte, wie sie, daran zweifelte sie nach seiner fröhlichen Antwort und den Liebeslosungen nicht mehr; genügt dem starken Wunsch doch oft ein leises Hoffen, um sich schon erfüllt zu sehen.

Sie sprachen nicht mehr davon; Margret wußte nun, ihr liebster Wunsch werde bald die Erfüllung finden, vielleicht schon das nächste Mal, wenn sie hier zusammen vorübergingen. Ja, alsdann wird er ihre Hand an sich ziehen, sie küssen und einen goldenen Ring an den Finger stecken, und sie wird die seine ergreifen und dasselbe tun. Sie dachte es sich so recht aus, was das Schöne bedeuten würde, und übermütig geworden von der Phantasie, blieb sie stehen, schaute Anton glücklich an und bot ihm lustig den Mund zum Kuß dar. Hierauf zogen sie, eng aneinander geschmiegt, weiter hinaus in die wogende Sommernacht.

Später gelangten sie zu einem kleinen, ländlichen Wirtshaus. Anton machte den Vorschlag einzukehren, und Margret, die in ihrer Glückseligkeit längst Zeit und Welt vergessen hatte, stimmte fröhlich bei. Da sie sich ihres zukünftigen Glückes sicher fühlte, hätte sie auch gern sich mit Stolz vor aller Welt dazu bekannt: es machte ihr Freude, sich mit ihrem Liebsten vor den Leuten zu zeigen; und wenn auch der ganze Garten mit Menschen angefüllt gewesen, desto selbstbewußter nur würde sie mit ihm, der ihr ja für immer angehören sollte, eingetreten sein.

Doch war es mit der Gelegenheit zum Stolziere hier nicht weit her; in der äußersten Ecke des Gartens nur zeigte sich ein besetzter Tisch, sonst aber waren hier draußen keine Gäste zu sehen.

Dagegen war die Gaststube, in die man vom Garten her einen freien Einblick hatte und deren Fenster offen standen, mit Bauersleuten vollgestopft. In unmittelbarer Nähe des Gartenfensters stand drinnen ein Tisch, an dem vier junge Burschen Karten spielten. Die Zimmerlampe warf einen gelben Schein auf den Kies, auf Tische und Bänke, und durch die Lücken des Laubwerks rann der weiße Mondschein hell hernieder.

Auf die Frage des bedienenden Bauernmädchens bestellte Anton einen Schoppen offenen Weines und etwas Badwerk. Als das Mädchen die Sachen brachte, glaubte es noch besonders die Honneurs machen zu müssen und leitete mit den Worten „Schön Sommerwetter!“ die Unterhaltung ein, die im Austausch einiger Selbstverständlich-



Herbstlied. Nach einem Gemälde von Hela Peters.

keiten ihr Genüge fand, bis die aus dem Innern dringenden lauten Stimmen der am Fenster sitzenden Gesellschaft größere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

„Und sagen kann mir einer was er will“, rief ein junger blondhaariger Bursche; „ich weiß wie die Sachen standen und laß mich nicht davon abbringen ...“

„Weil du ein Dickkopf bist“, erwiderte ein anderer, schwarzhaariger, der jenem gegenüber saß. „Der Spätacker-Fritz war mein Freund, und wenn du ihm zu nahe trittst, hast's mit mir zu tun ...“

„Ich tret' ihm nicht nahe. Aber die Wahrheit sag ich; und es bleibt die Wahrheit, daß er allein schuld ist, daß die Gustel in den Mühlbach 'gefallen'; sie hätt's sonst nicht getan ...“

„Schweig, du Aff“, rief ihm der andere wieder zu; „meinst du, weil er nicht mehr im Dorf ist, so dürftest du nun sagen, was du willst; nimm dich in acht, wenn ich dich mal in d'Finger bekomme, kannst deine Knochen dann zusammenlesen!“

„Wirst dich wohl hüten“, erwiderte der Blonde; „wenn du's nicht besser verstehst, so brauchst eben nicht mitzureden; aber wenn einer einem braven Mädchen, wie der Gustel, die Lieb verspricht und im Nachbarsdorf mit einer andern anbändelt, so ist's ein schlechter Kerl; und wär's nicht so gewesen, so wär' die Gustel noch heut' am Leben.“

(Fortsetzung folgt.)

Wo Liebe wohnt.

In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
Da scheint hinein auch Sonn' und Mond,
Und ist es noch so ärmlich klein,
So kommt der Frühling doch hinein.